Frankfurter Zeitung

5./III. 1917

15

Wiener Chronik.

G Wien, 26. Februar.

Auch Geheimräte sprechen in diesen Tagen nur von Kohle, Kartoffeln und Mehl. Das ist kein erfreulicher, aber vielleicht ein ganz gesunder Zustand; vielleicht eine teuerbezahlte, aber doch eine gute Lehre. Wir haben zuviel Menschen — die mächtigsten und einflußreichsten vor allem — die so ganz abseits von der Notdurft des Daseins stehen, daß sie in normalen Zeiten garnicht wissen, wieviel Glück und Wohlfahrt vom Beneidenswerten Dinge abhängt, wieviel Leid und Unglück ihr Nichtbesitz bedeutet. Das „Pathos der Distanz" [illegible] in normalen Zeiten auch garnicht, sich mit der profanischen Notdurft der Schlechtweggekommenen zu befassen — „denn ein Recht zu leben, Lump, haben nur, die etwas haben" — und so könnte das Elend noch so laut zum Himmel schreien, die es hätten ändern können, hörten es nicht, fühlten es nicht, wollten nichts davon wissen. Nun lernen sie es selber kennen; noch nicht in dem vollen Ausmaße derer, die sich um ein paar Kilo Kohle, die sie noch obendrein kilometerweit nach Hause schleppen müssen, stundenlang anstellen, die weder Mehl noch Kartoffeln, aber auch kein Fleisch haben; aber sie erfahren doch, daß diese Dinge erst beschafft werden müssen, und daß es unzählige Leute gibt, achtbare, fleißige Leute, deren ganze Existenz darin aufgeht, sich für das Minimum dessen, was man grade zum Leben braucht, zu plagen. Das kann nicht spurlos auch an den verhärteten Gemütern der „Gutsituierten" vorübergehen, und da obendrein die Millionen, die Jahre hindurch in Frost und Hitze im Trommelfeuer und im Gasangriff vor dem Feinde ausgehalten haben, schwerlich gesonnen sind, in der mit ihrem Blute verteidigten Heimat wieder das alte Elend der Unterernährung neben herausfordernder Schwelgerei der Bessergestellten zu ertragen, so ist die Hoffnung wohl nicht unberechtigt, daß nach dem Kriege der größte soziale Fortschritt einsetzen wird, den bisher die Weltgeschichte kennt.

Die Erfüllung dieser Hoffnung wäre niemandem mehr zu gönnen als dem alten Lynkeus-Popper, dem Dichter der „Phantasien eines Realisten", dem Verfasser der „Allgemeinen Nährpflicht" und so vieler anderen gescheuten, menschenfreundlichen Schriften, dessen 80. Geburtstag in der vorigen Woche die gesamte Wiener Presse — mit Ausnahme der klerikalen und alldeutschen natürlich — in seltener Uebereinstimmung des Urteils gefeiert hat. Josef Popper ist kein „Gießiger". Er hätte ebensogut in Dessau oder Amsterdam geboren werden können wie in dem böhmischen Städtchen Kolin, denn sein Denken ist übernational, rein menschlich und wissenschaftlich. Aber doch hat Wien, das jüngstvergangene Wien der Billroth, Nothnagel, Sueß und anderer liberaler Geister auf ihn abgefärbt in der milden, allverständigen Art selbst seiner Polemik. Er ist ein ganz Tapferer, der vor keiner ererbten Institution und vor keinem Vorurteil Halt macht. Aber [illegible] angreift und verurteilt, erklärt er [illegible] verzeihend aus ihrem eigenen Wesen heraus, wissend, daß kein Ding auf Erden ohne Grund und Ursache ist. Für die ganz große Wirkung fehlt ihm vielleicht grade ein bißchen Unerbittlichkeit, wie es der von ihm so verehrte Voltaire in seinem Kampfruf „écrasez l'infame!" in die Welt geschmettert hat. Aber er ist uns auch so lieb in seiner milden vermittelnden Weisheit, der alte Herr, der lieber auf eine Stoßwirkung verzichtet, als er in seinem Urteil auch nur um Haaresbreite über das als recht und gerecht Empfundene hinausgeht. „Intellektuelle Redlichkeit", die von Nietzsche (dem ihm wenig sympathischen Ultraaristokraten) so hoch geschätzte Eigenschaft, ist sein besonderes Kennzeichen; ein gutes Zeichen im neuen Zeitraümchen der heraufziehenden expressionistischen, unumschränkten und unkontrollierbaren, jedem Charlatanismus offenstehenden Subjektivität.

Da grade von Voltaire die Rede war, dem Lynkeus-Popper ein so kluges und redliches Schriftchen gewidmet hat, mag gleich über den großen Franzosen ein anderer Ausspruch hier angeführt werden, den uns dieser Tage die Druckerschwärze ins Haus geschwemmt hat. „Voltaire ist nicht bloß von Grund aus bös, er ist das Böse selbst, ja man fühlt sich versucht zu sagen: er ist der Böse in Person." Das über einen Helden, der die letzten Jahre seines Lebens darangesetzt hat, den guten Ruf eines Unschuldigen wieder herzustellen, dessen tiefe Menschlichkeit nur verkennen kann, wer nicht wahrnimmt, daß er sich durch das Salz seines Witzes vor jeder Verwechselung mit den staatlich geschätzten Generalpächtern der sogenannten Nächstenliebe schützen wollte. Und wer schreibt diesen denunziatorischen Satz? Etwa ein Fastenprediger, der ja die Pflicht hat, den gefährlichsten Gegner seiner Gesellschaft zum leibhaftigen Gottseibeiuns zu stempeln? Nein, Hermann Bahr in seinem öffentlich geführten „Tagebuch" vom 20. Januar. Das letzte Mal fiel uns in diesem Tagebuch schon ein mit Inbrunst zitierter Satz des heiligen Ignatius auf, der übrigens auch von einem anderen, ganz in seinem Werke aufgehenden Manne hätte stammen können und wohl nur zitiert war, um eben den heiligen Ignatius auch für die liberale Zeitung, in der das Tagebuch erscheint, zu kanonisieren. Nun noch die Stigmatisierung Voltaires, ohne den wir wahrscheinlich heute noch nicht frei denken, nicht geistig atmen dürften! Es ist rapid gegangen mit Hermann Bahr. Vom absolut autoritätslosen Anarchisten bis zum klerikalen Zeloten, vom spöttischen „Amüseur" zur Stütze der Gesellschaft. Das kommt eben vom unkontrollierten und unkontrollierbaren Expressionismus, von dem nie geordneten, stets eruptionsbereiten Chaos im Innern, bei dem von „intellektueller Redlichkeit" schon deshalb nicht die Rede sein kann, weil Redlichkeit und Reinlichkeit untrennbare Begriffe sind und ein Chaos nicht reinlich sein kann. Woher aber nimmt ein solcher bloßer Memürgenmensch, der in jedem Zeitlauch [illegible] tönend [illegible], nur den Mut zum Lehren her?